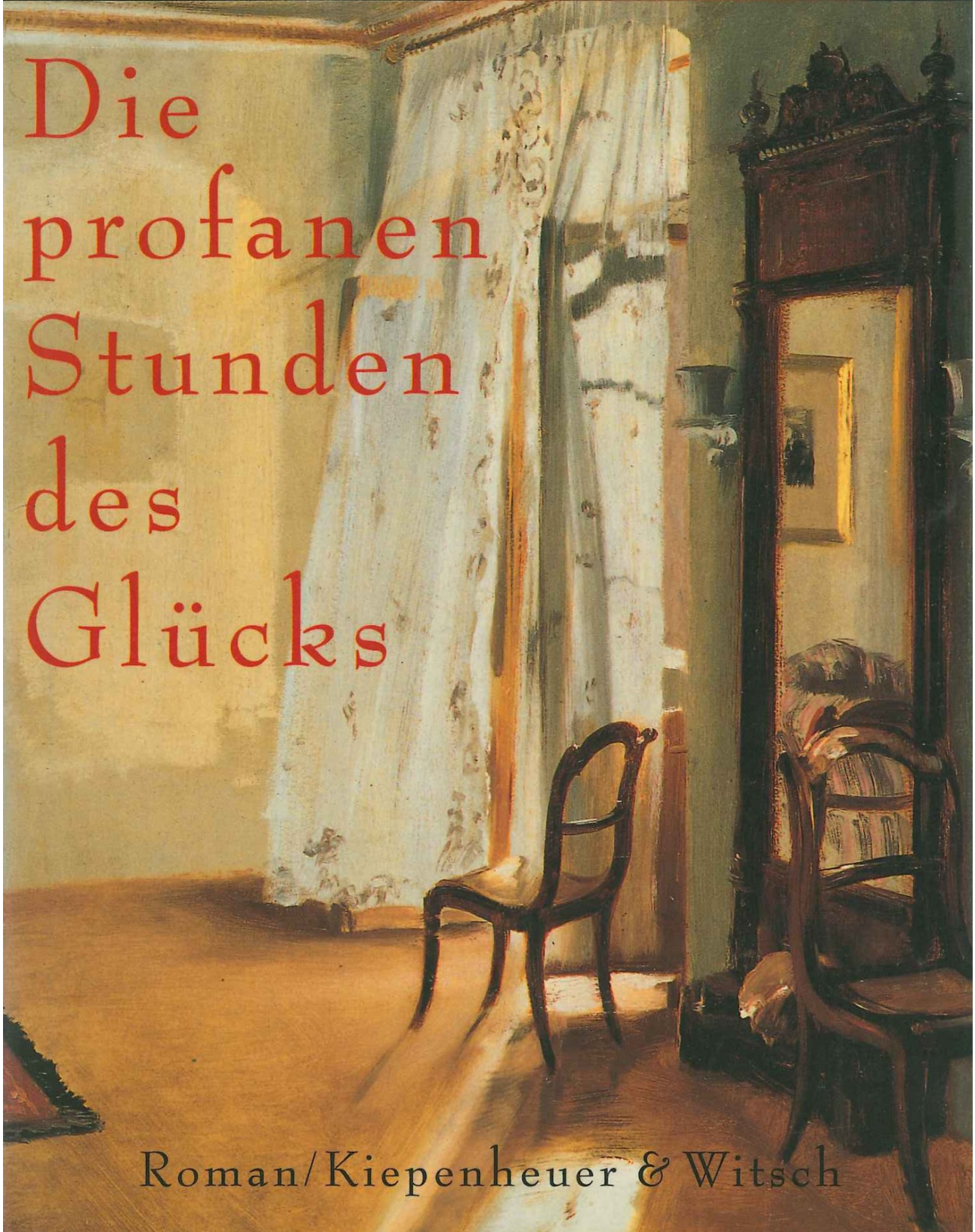




Renate Feyl



Die
profanen
Stunden
des
Glücks

Roman/Kiepenheuer & Witsch

Amte einen zusätzlichen Glanz. Nein, einen besseren Zeitpunkt für seine Berufung hätte es nicht geben können.

La Roche allerdings machte sich ganz andere Gedanken. Er wußte, was es bedeutete, an die Spitze einer Regierung gestellt zu sein. Je höher ein Mann aufstieg, desto unfreier und abhängiger wurde er und mußte seine ganze Kunst entfalten, um zu taktieren und zu lavieren, um streng, aber auch tolerant zu sein und Entscheidungen so zu treffen, daß Gegensätze einen Ausgleich fanden. Vor allem aber mußte er sich davor hüten, es jedem recht machen zu wollen, war dann doch überhaupt keiner zufrieden. Er kannte zu gut das Leben an den kleineren Höfen, um nicht zu wissen, daß er es hier mit Leuten zu tun hatte, die sich in alle Sättel schickten und die so dienten, wie man ihnen lohnte. Nun stand er diesem ganzen hochbedeutungsvollen Schwarm von Präsidenten, Vicepräsidenten, Ministern, Direktoren, Hofmarschällen, Kämmerern, Hofmeistern, Regierungs- und Kriegsräten vor, deren Hauptproblem darin bestand, daß die Natur sie mit einer viel zu hohen Meinung von sich selber ausgestattet hatte. Fast alle hielten sich für hochwichtig und unersetzbar in ihren Ämtern. Sie gingen stolz mit Titel und Rang umher, doch im allgemeinen waren ihre Fähigkeiten nicht den Bund Heu wert, den ein fleißiger Bauer auf seinen Wagen band. Dachte er an die hohen und höchsten Personen, die sich an einem Gala-Tage bei Hofe versammelten, dann wußte er, daß wenigstens die Hälfte davon gestandene Taugenichtse und bewährte Trunkenbolde, gediegene Schuldenmacher und erfahrene Verschwender waren und daß der Verstand so mancher hoher Herren oft nicht länger als das Ordensband war, das sie stolz auf ihren Uniformjacken trugen.

In diesen Gefilden kannte La Roche sich aus. Hatte er doch hier den größten Teil seines Lebens zugebracht und mußte jetzt nur darauf achten, die Regierungsgeschäfte so zu führen, daß sie ihm nicht mehr Feinde als für seine Ehre nötig eintrugen. Schließlich war er ein Schüler des Grafen von Stadion, was ihn verpflichtete, im aufgeklärten Geist zu handeln. Was hieß schon Schüler? Letztlich war er sein Sohn. Wenn auch nur der illegitime, aber immerhin sein Sohn. Den fünfjährigen Georg Michael Franck hatte der Graf zu sich ins Schloß geholt. Er gab ihm den Namen La Roche, der Fels, zog ihn auf, machte ihn zu seinem Sekretär, und selbst Lavater, der in Physiognomien zu lesen verstand, blieb es nicht verborgen, daß La Roche dem Grafen Stadion wie aus dem Gesicht geschnitten war. Aber damit sagte er keinem etwas Neues, denn seine Herkunft war ohnehin ein offenes Geheimnis.

So wie damals Stadion sich in seinem Kampf gegen Hexenprozesse und Aberglauben viele Feinde gemacht hatte, so sehr mußte jetzt auch La Roche auf der Hut sein. Natürlich ahnte man inzwischen am Trierer Hof, daß er die *Briefe über das Mönchswesen* verfaßt hatte. Der Hieb gegen die Frömmerei und dieses elende Gewäsch auf den Kanzeln erregte die Gemüter so anhaltend, daß sich seine Autorschaft trotz aller Anonymität in den

eingeweihten Kreisen als Gerücht hielt. Beweisen konnte man ihm nichts. Freund Wieland hatte schon recht mit seiner Warnung: La Roche mußte aufpassen. Denn wer wie er in der Öffentlichkeit die Ansicht vertrat, daß die Theologen sich allerorts als die Lieblinge des Himmels darstellen, um an dem Fegefeuer die fettesten Suppen zu kochen, wer deutlich sagte, daß nützliches Tun besser als Beten sei, der hatte sich in der hohen und niederen Geistlichkeit nicht unbedingt Freunde gemacht. Und nun, daran zweifelte La Roche keinen Augenblick, war die Gelegenheit günstig, sich dafür zu revanchieren und gegen ihn zu wühlen. Doch Umsicht, Vorsicht und Weitsicht zählten für ihn sowieso zu den ersten Tugenden, ja gleichsam zur Grundausrüstung eines hohen Beamten. Wer sie nicht besaß, tat besser daran, einen Kanzlerposten gar nicht erst anzunehmen.

La Roche hatte keinerlei Bedenken, er könne diesem hohen Amt nicht gewachsen sein, und war so guter Dinge wie selten. Vor allem wollte er so weiterleben wie bisher: ohne großen äußeren Aufwand. Er wollte auf prächtige Equipage verzichten und nicht wie so manche Exzellenz mit sechs Pferden vorfahren. La Roche wollte Fußgänger bleiben und froh sein, wenn er für die Zukunft seiner Kinder die nötige Vorsorge treffen konnte. War man wie er hoch genug aufgestiegen, adelte schließlich nur noch die Bescheidenheit. Und was bedeutete schon, sich »Exzellenz« titulieren zu lassen? Exzellenz wurde man doch ohnehin nur dann, wenn der Lenz ex war. Er sah das mehr von der heiteren Seite.

Sophie allerdings gab in ihrem Hause gleich einen großen Empfang. Sie räumte alle Zimmer um und kleidete das Hauspersonal in neue goldbetreßte Livreen. Sie mietete drei Köche und ein Dutzend Diener, ließ die erlesensten Delikatessen von »Pottgeißer« und »Pescatore« kommen und bestellte eine kleine Kapelle mit Flötisten und Hornisten. Sie lud alles ein, was Rang und Namen hatte, und erschien selber in großer Gala, denn ein Ereignis wie dieses sollte nicht wie jedes andere Geschehen gestaltlos im Alltag verrinnen. Außerdem gehörte die Repräsentation zum Amte des Kanzlers, und jeder sollte sehen: La Roche stand jetzt nicht nur an der Spitze der Kurtrierischen Regierung, auch seine Familie gab in Stil und Geschmack den Ton an.

Noch nie hatte man in der Straße so viele Kutschen gesehen. Es wurde mehrspännig vorgefahren. Links und rechts neben ihrem Hauseingang stand jeweils ein Livreebedienter mit einer brennenden Fackel. In allen Fenstern standen Flambeaus und gaben dem Haus eine festliche Illumination. Es war ein prächtiger Anblick.

Sophie fühlte sich ganz in ihrem Element. Alles war wohl organisiert. Das Personal und die Köche hatten genaueste Anweisungen. Die Diener reagierten auf jeden Blick von ihr und wußten: Die Bewirtung hatte geräuschlos und gefällig zu geschehen und als stilvolles Beiwerk behandelt zu werden. Die Hauptsache oblag ihr: für eine angeregte Unterhaltung der Gäste zu sorgen.

La Roche war bereits von den Staats- und Konferenzministern umringt. Sie sah, daß er nicht zum Aufblicken kam, sondern bedrängt und belagert wurde. Umso mehr mußte sie sich um die Gäste kümmern und sie schöngeistig betreuen. Sobald sie sah, daß jemand mit seinem Glas abseits stand, gesellte sie sich zu ihm, wechselte ein paar freundliche Worte, machte ihn ganz beiläufig mit anderen bekannt und bezog ihn geschickt in die Gespräche mit ein. Dann schwebte sie zum nächsten, nahm elegant jeden Gedanken auf und hatte bald alle mit allen im Gespräch. Da sie immer La Roches Vorteil im Auge behielt, weil er immer auch ihr Vorteil war, führte sie die Gespräche so, wie sie einer Schriftstellerin geziemten, und ließ sich gerne auf die *Sternheim* ansprechen. Obgleich sie die meisten Fragen, die ihr gestellt wurden, bis zum Überdruß kannte, ging sie trotzdem bereitwillig darauf ein, gab sich auskunftsfreudig in Sachen Poesie und Prosa und zeigte sich über alles im Bilde.

Vor allem vermied sie angesichts der ranghohen Gäste über Banales und Belangloses zu sprechen. Wenn die Frauen sie dennoch auf die vorzüglichen Delikatessen oder den guten Wein ansprachen, lächelte sie nur, als wollte sie sagen, daß so etwas in ihrem Hause selbstverständlich war und keiner besonderen Erwähnung bedurfte. Ihr ging es um die höhere, die geistige Atmosphäre. Das Haus des Kanzlers La Roche sollte man mit dem Gefühl der Bereicherung verlassen. Dies war sie nicht nur ihrem Ruf als tadellose Hausfrau und ihrem Renommee als Schriftstellerin schuldig, sondern sie fühlte, daß dies die Gäste auch von ihr erwarteten.

So schwebte sie wie eine nektarsammelnde Biene von einem zum anderen, unterrichtete den Herrn Obristhofmeister über die neuesten Beiträge im *Merkur*, unterhielt sich mit dem Herrn Hofkammerrat über David Humes Essays zur Literatur, sprach mit der Frau Äbtissin über Rousseaus Freundin Julie Bondeli, mit der sie selbst seit Jahren in engem Briefwechsel stand, und schwärmte vom moralischen Trauerton in Youngs *Nachtgedanken*. Sie verstrickte einen Kreis von Damen in einen erbaulichen Disput über die Briefe der Madame de Sévigné oder schilderte dem Herrn Domkapitular das Vergnügen, das ihr Kants *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* bereitet hatten. Jeder sollte sehen: Im Hause des Regierungskanzlers herrschte eine stilvolle schöngeistige Atmosphäre, die Maßstäbe setzte.

Tage später, als die kleinen untergebenen Beamten zu den Gratulationsvisiten kamen und sie in Stellvertretung ihres Mannes die Glückwünsche entgegennahm, schien es ihr geraten, sich als Schriftstellerin zurückzunehmen und sich ganz als Hausfrau und Gattin des Kanzlers zu geben. Weil sie in ihrem Kabinett empfing, ordnete sie zuallererst ihre Bibliothek neu. Die Schriften Rousseaus, Voltaires und David Humes, die sie besonders gern las, rückte sie in die hintere Reihe und stellte dafür gleich vornan und für die Besucher gut sichtbar die Bücher, die für den praktischen Sinn und den geistigen Horizont einer

tüchtigen Ehegattin von elementarer Bedeutung waren: das *Wasch-, Bleich- und Nähbuch*, die *Botanik für Frauenzimmer*, den *Vollkommenen Monatsgärtner*, das *Stettinische Kochbuch*, Rößlers *Insektenbelustigung*, die *Gartenökonomie für Frauenzimmer*, die *Gute Hauswirtin* und das *Glossarium medicinae*. Sie wußte: Dies war das literarische Alltagsortiment, das die kleinen Beamten von ihren Frauen kannten, und ihre Rechnung ging auf. Die meisten von ihnen waren angenehm überrascht, solche Bücher auch bei ihr zu finden und gerade bei ihr, weil sie von der berühmten La Roche ganz andere Vorstellungen hatten – die Vorstellung von einer exaltierten Dame der Feder, die nur mit den allerersten Größen des deutschen Parnasses verkehrte, die ganz in den höheren Sphären schwebte und es gewohnt war, daß ihr die großen Dichter der Nation zu Füßen lagen; eine exzentrische Muse, leicht überspannt, hochempfindlich, reizbar und schwärmerisch veranlagt.

Sie wußte, ihr Ruhm schuf gerade bei diesen so aufstiegssüchtigen wie blasierten und biedersteifen Beamten eine schier unüberwindliche Barriere, sich ihr zu nähern. Er machte diesen kleinen Geistern, diesen Empor- und Herabkömmlingen angst, machte sie unsicher, denn Ruhm war ihnen an einer Frau höchst fremd, höchst ungewohnt und das, was ihr eigentlich nicht zustand. Schon deshalb wollte sie jede Spur davon verwischen, vermied in den Gesprächen alles, was fern ihren Denkgewohnheiten und fern ihren Möglichkeiten lag. Sie gab sich bewußt ganz durchschnittlich und auch ein bißchen dümmlich: naiv, aber liebenswert, ahnungslos, aber aufmerksam.

So holte sie, sobald ein Besucher das Zimmer betrat, sogleich ihren Stickrahmen und setzte sich ihm gegenüber. Dieser Anblick war offenbar den Herren Gratulanten so vertraut, daß sie augenblicks jede Scheu, jede Unsicherheit, sich ihr zu nähern, verloren. Der Gesichtsausdruck bekam etwas Entspanntes, der Ton etwas heiter Forschens, saß doch vor ihnen ein stillfleißiger Engel, wie sie ihn von zu Hause kannten.

Sophie hatte Spaß daran, ihren Stickrahmen wie einen Zauberstab zu gebrauchen, der den kleinen braven Hausvätern ihr wahres Gesicht entlockte. Denn fast alle ließen sich bei diesem Anblick vertrauter Weiblichkeit zur alleraufrichtigsten Bewunderung hinreißen. Es war ihnen anzusehen, daß sie sich auf einmal überlegen und kreuzgescheit fühlten und vor allem frei von dem Zwang, sich womöglich mit ihr über Literatur und die schönen Künste unterhalten zu müssen. Vielmehr sprachen sie über ihr Amt, ihre Aufgaben, ihre Familie und über das, was sie kannten. Selbstverständlich hörte sie ihnen geduldig zu, ging auf sie ein, beklagte ihre Sorgen, bewunderte ihre Tüchtigkeit, und darum waren sie alle jedesmal aufs äußerste von ihr angetan. Oft drang schon Tage später unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Echo an ihr Ohr, und sie erfuhr, was man sich in Kreisen der Beamten über sie erzählte: Die Frau Kanzler La Roche hatte nichts Verstiegenes und Unnahbares an sich, sondern war eine höchst natürliche und normale Frau, lebte so wie jede gebildete Dame ihres Standes ganz für Mann und Kinder und vergaß sich in ihnen.

Genau darauf kam es Sophie an. Dieser gute Eindruck, den die anderen von ihr mitnahmen, konnte für La Roches Stellung nur von Nutzen sein. An kleinen Höfen, das wußte sie längst, spielte dies eine große Rolle. Da fügten die Flüsterzungen hinter den Kulissen eines zum anderen und sorgten für eine Stimmung von Freundschaft oder Neid, Sympathie oder Mißgunst. Hätte sie sich vor diesen Besuchern nicht so ansprechend häuslich, so tugendhaft und treusorgend präsentiert oder sich gar im Gespräch in den Vordergrund gedrängt, wäre vielleicht der Regierungskanzler hinter vorgehaltener Hand ob seines gelehrten Hauskreuzes bedauert worden, und sie hätte ihn zum Gespött gemacht, zu einem Mann, dessen Frau das Zepter in der Hand hielt; ein Mann, der in der Regierung zwar den Ton angab, aber zu Hause zu schweigen hatte. Ein Pantoffelheld, ein Hanebambel, ein Kümmerling im Ehejoch. Dies zu steuern hatte sie in der Hand, und das war auch das eigentlich Vergnügliche an all den lästigen Gratulationsvisiten. Sie konnte sich spielerisch in alle Rollen fügen, wenn sie nur sah, daß es für sie und ihre Familie von Vorteil war.

Einmal allerdings meldete sich inmitten des Empfangstrubels ein ganz besonderer Besucher: Es war ihr Verleger. Er brachte gute, sehr gute Nachrichten. Ihre Sternheim war bereits ins Französische und ins Holländische übersetzt, und die englische Ausgabe stand unmittelbar bevor. Leider kursierten bereits Raubdrucke. Dies war zwar ein herber geschäftlicher Verlust für ihn, wie er betonte, doch andererseits sah er darin auch das sicherste Zeichen für den anhaltenden Erfolg des Romans, den er selbstverständlich vorausgesehen hatte. Denn sie war nun mal nicht im Dunstschweif irgendeines großen Wandelsterns in Erscheinung getreten, wie das jetzt immer üblicher wurde. Nein, sie hatte einen ganz neuen Ton angeschlagen und etwas Eigenes geschaffen.

Als sie ihn so reden hörte, kam ihr das Zufällige des Erfolges noch einmal zu Bewußtsein und die willkürliche, nicht vorhersehbare Art von Abhängigkeiten, in die ein Schriftsteller geriet, sobald er sich ans Licht der Öffentlichkeit begab: abhängig vom Geist der Zeit, abhängig vom Empfinden des Publikums, abhängig von den Veränderungen der Epoche, abhängig vom Urteil der Kritiker, und erst dann, wenn seine Arbeit mit all dem Zufälligen zusammentraf – dann war er über Nacht auf den Parnaß gehoben.

Im stillen fand sie es bezeichnend, daß erst die Weihe von außen nötig war, um den Worten Kompetenz und Gültigkeit zu verleihen. Denn ihr Urteil über die Dinge und ihr Begriff von ihnen waren vor dem Erscheinen ihres Romans nicht anders als jetzt, nur hatte der Beifall der Öffentlichkeit sie mit einer Aura umhüllt, als könne bloß sie allein über die Seele des Menschen die letzte Auskunft geben. Irgendwie war das alles schwer zu begreifen. Noch vor nicht allzu langer Zeit hatte Wieland ihr gesagt, daß es nicht so einfach war, seinen Verleger davon zu überzeugen, das geschäftliche Risiko auf sich zu nehmen und die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* von der unbekanntenen Autorin zu drucken.